

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 12

Artikel: Wie Vater Vanini weisse Haare bekam
Autor: Bach, Steffi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668720>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Immer noch.

Immer noch, mit jedem Hauch,
mein ich dich zu finden,
ob ich auf dem Wege auch
fern dich sah entschwinden.

Immerfort und ohne Ruh
such ich voll Verlangen
jene Kraft, die, rein wie du,
von dir ausgegangen.

Die wie Schwalbenflug so schnell
streift auf blanken Schwingen
und mir dennoch tief und hell
konnt die Brust durchdringen.

Immer noch und immerzu
will es mich umschweben,
wie ein Lied, das leise du
mit zum Trost gegeben. Elisabeth Luz.

Wie Vater Vanini weiße Haare bekam.

„Schura Adele, ancor un biccchiere,” sagte der junge, blonde Tourist, der sich Signor Schnyder nannte und erst heute mit Sack und Pack beladen von diesseits des Gotthards zu kommen schien. Die so Angeredete beeilte sich der Aufforderung nachzukommen, füllte den leeren blauweißen Kachel mit rotem, dickflüssigem Chianti und stellte ihn wieder mit freundlichem Lächeln dem Gaste hin, der mit noch drei bis vier Einheimischen die wenigen, nächtlichen Besucher dieser am Ende des Dorfes gelegenen Osteria bildete.

„Alla sua salute,” sagte sie munter lächelnd. Sie war die noch junge, ledige Wirtin dieses Lokales, eine etwas zur Üppigkeit neigende Vollblut-Tessinerin, mit großausladenden, nicht gerade raschen Bewegungen, roten Wangen, dunkeln, schön frisierten Haaren und frischen, geschwungenen Lippen. Schnyder hob den Kachel mit ungewohnter Geste an den Mund und trank der hübschen Wirtin lächelnd zu. „'s ist doch Karneval heute, warum gehen Sie nicht tanzen? Fühlen Sie sich etwa schon zu alt dazu?” fügte er schelmisch zwinkernd hinzu. Sie zuckte spöttisch lächelnd die Achseln. „Vielleicht, chi lo sa, sehen Sie doch meine weißen Haare an!” Und sie deutete nicht ohne Koketterie auf die lockige, weiße Strähne, die sich mitten durch das schwarze Haar zog und bei raschen Bewegungen leicht die rechte, dunkle Braue bedeckte.

„So siehst du aus,” nickte einer der Anwesenden, ein ältlischer Dorffschwerenöter und Habitué der Osteria, „sie will uns nämlich glauben machen, daß sie alt ist, aber dabei hat sie Feuer für zehn! Als ob es immer auf die weißen Haare ankäme! Die hat sie ja überhaupt vom Babbo geerbt, der hat sie ihr bereits als Mitgift im Mutterleibe mitgegeben.” — „Ja, stimmt, die hat sie eigentlich auch vom Grislybär als Geschenk erhalten, denn ihre Mutter selig trug sie

gerade unter dem Herzen, als sich das mit dem Babbo ereignete.” — „Was sagen denn Sie dazu, Schura Adele,” sagte der Tourist. „Was für eine Bewandtnis hat es denn mit Ihrer weißen Locke, um die Sie gewiß jede mondäne Lebedame beneiden würde?” — „Was weiß ich,” sagte sie lachend, „ich schere mich wenig darum, fragen Sie den Babbo selbst, wenn Sie es durchaus wissen wollen. Sehen Sie nur hin, ist es nicht Weiß von meinem Weiß?” Und sie deutete mit dem Kinn auf den soeben Eintretenden, dessen buschiger, lockiger Haarwald in auffallendem Schneeweiß leuchtete, während der bis zur Brust reichende lange Bart daneben beinahe dunkel erschien.

„Buona sera, signori,” brummte er, ohne seine Brissago aus dem Mundwinkel zu nehmen. „Hierher, Babbo Vanini, hierher, wir sprechen gerade von dir und von deinem Haarschopf! — War es nicht gerade so ein Abend wie der heutige, als das passierte!” So tönten die Stimmen der Anwesenden durcheinander. Der Alte, der denselben spöttisch-lächelnden Blick seiner Tochter hatte, paffte ohne sich irre machen zu lassen noch einige Züge und sagte dann nachdenklich, beinahe ernst nickend: „Si, si, Ihr habt recht, es war gerade so ein Abend wie heute, sogar genau so wie heute, denn es war auch in der ersten Karnevalsnight vor vierzig Jahren... Da habt Ihr wieder einmal an meinen weißen Schopf denken müssen, strano... strano...” — „Was ist denn zum Teufel damit los,” ließ sich jetzt der junge Tourist hören, „ist's ein Geheimnis oder darf es ein anderer Sterblicher auch erfahren, Babbo Vanini? Wir Landsleute diesseits des Gotthards sind nicht wenig neugierig auf alles, was hier im Süden bei Euch passiert... Jetzt heißt es erzählen, das ist man den zugewanderten Gästen schuldig, nicht wahr, Schura Adele?” — „Das macht mit dem Babbo selber aus, der

spricht nicht gerne, ehe ihm der Chianti von selbst die Zunge löst, aber in Unbetracht des 40jährigen Jubiläums jener denkwürdigen Nacht könnte er vielleicht eine Ausnahme machen, ehe die ganze Flasche geleert ist."

"Avanti, avanti, Babbo Vanini, los, erzähle, gib diesem helläugigen Fremdling zu verstehen, daß wir im Paradiese leben, da noch vor kaum vierzig Jahren die wilden Tiere hier friedlich spazieren konnten."

Babbo Vanini paffte und schwieg, pfiffig guckte er unter verhängten Brauen von einem zum anderen und winkte Schura Adele mit dem Kinn. Diese stellte einen gefüllten Weinkrug vor ihn hin, setzte sich an das Kaminfeuer und ließ einige hohe Flammen aus den verkohlten Scheiten zündeln, während Babbo Vanini räuspernd begann:

"Signori, es handelt sich bei dieser Geschichte nicht darum, ob sie Eurer Logik entspricht, denn ich erzähle sie als wahrhaftes Erlebnis eines sonst nicht zur Phantasterei neigenden Mannes. — Es war, wie gesagt, heute vor vierzig Jahren, an dem ersten Karnevalsabend. Ich war jung und kraftstrohend und immer zu dummen, waghaligen Streichen aufgelegt. Meine Locken waren ebenso schwarz, als sie Euch heute weiß erscheinen, und meine Spottlust verbreitete um mich mehr Unbehagen als Freude ..."

Ich saß in der Osteria delle Rose, die in der Hauptstraße am See lag. Es ging dort lebhaft zu, Musik spielte, Paare tanzten und gröhnten, der Wein floß in Strömen, und die Jungen prahlten von Witz und Übermut. Ich saß an einem Tisch mit mehreren Saufbrüdern, hatte die Tasche voll Geld und war damit einverstanden, die Nacht schrankenlos durchzukosten. Nach und nach hatten sich auch einige Masken eingefunden, sie bewegten sich tänzelnd, sprachlos, gurrten oder grunzten mit verstellten Stimmen einander an, und ihre Späße rochen nach ungeschminkter Dernheit, trotz der übertünchten Larven und Gesichter.

An unseren Tisch setzte sich ein Individuum, hager und ausgemergelt. Seine abgeschabten Velvethosen zeugten von keinem verborgenen Reichtum, das offene unsaubere Hemd ließ die haarige Brust sehen und war von einer Weste aus braun-weißem Schafspelz bedeckt. Er sprach gut und fließend Italienisch, beherrschte indessen den Dialekt nicht. Seine Nase war so rot, daß ich bis heute noch nicht dahinter gekommen bin, ob von Wein oder von Maskenfarbe, ebenso wie mir die buschigen Augenbrauen und der hängende

Schnauz höchst absonderlich erschienen. Er sang und trank mit uns, machte Späße mit den Masken, wir alle hielten ihn auch bald für eine derselben und fragten nicht weiter nach seiner Identität.

"Passt nur auf, wenn plötzlich der große Grislybär dazwischen fährt, das wird ein Spaß sein, wie Ihr alle schreiend auf Schränke und Tische springen werdet. Aber wenn er nur will, zerreißt er einen jeden von Euch!" sing unser Saufbruder etwas herausfordernd an.

"Grislybär! Du träumst wohl, wo soll denn heutzutage ein Bär zu uns kommen?"

"Und ob, sage ich dir," trumpfte der Kerl weiter auf, Bären haben wir noch genug in den Bergwäldern, die hausen da seit dem ersten Tag der Schöpfung. Meine Schwester, die gleich unter dem Dorfe S. Giovanni wohnt, hat erst letzten Winter eine ganze Familie vorbeispazieren sehn, Vater, Mutter und ein Kleines. Sie schrie so laut, daß sie alle Reißaus nahmen und nie wiederkehrten!"

"Euer Glück, daß sie so schreien konnte", sagte ich lachend, "denn sonst hätten die Bären für ihre Lügen keine Beine gefunden."

"Spotte nur", erhitzte sich der Mann mit dem Schafspelz, „wer zuletzt lacht, lacht am besten. Auch im Dorf, kaum zehn Kilometer von hier, hat man dieses Jahr ein großes Exemplar gesehn, groß und stark sag ich dir, wie ein Mann. Er lief die Dorfstraße entlang und schaute dem Schmied ins Fenster. Dieser aber, ein resoluter Mann, holte seinen größten Hammer und trat vor die Türe. Als der Bär den hammerschwingenden Mann sah, lief er so rasch ihn seine Hinterfüße tragen konnten davon und ward nicht mehr gesehn."

Das war mir denn doch zu viel! Vom Wein erhitzt, wallte mir das Blut rauflustig in den Adern. Ich erhob mich, stemmte beide Arme fest auf den Tisch, daß die Gläser klirrten und schrie dem Prahler zu: „Nun aber höre auf, uns Bären aufzubinden, sonst schmeiße ich dich zur Türe hinaus! Hältst du uns denn für eine Schar alter Weiber, denen man Märchen erzählen kann? Laßt Euch nicht zum besten halten, Freunde, heute ist zwar Karneval, aber wir wollen Späzemacher und keine Angstmacher und Prahlhänse haben, raus mit ihm!"

Um Nu hatten wir den Mann auf unsere Schultern gehisst, und obwohl er wütend um sich schlug, trugen wir ihn unter Johlen und

Singen der Masken zur Ausgangstüre, wo wir ihn ziemlich unsanft hinausstießen. Dann kehrten wir wieder höchst befriedigt an unseren Tisch zurück und durchzehnten in bester Laune die Nacht, nicht ohne hin und wieder einen lustigen Satz über die hungrigen Grislybären fallen zu lassen, die sich demnächst in unserem Dorf ansiedeln würden.

Der Morgen begann zu dämmern. Es mochte ungefähr drei Uhr sein, da raffte ich mich zusammen und beschloß nach Hause zu gehen. Ich schritt ziemlich unsicher zur Türe und trat hinaus. Die Frische der schwindenden Nacht wirkte wohltuend, ich reckte gut gelaunt meine Glieder und schritt trällernd weiter. Gleich sollte ich um die Ecke biegen, wo die Petroleum-Laterne notdürftig die Straße erhellt, wollte, noch etwas in Schlangenlinien torfelnd, einen Anlauf nehmen und scharf die Ecke streifen, da prallte ich an einen warmen, dicken Körper an. Ich hielt den Kopf gesenkt, den Blick noch in der Erinnerung des verflossenen Abends selig nach innen gerichtet, so spürte ich wohl etwas Dicke, Weiches, das sich meinem Vorwärtsdrängen stämmig widersezte, gab mir aber nicht Rechenschaft, wes Art und Wesen dieses Hindernis sei. Es schien mir wohl pelzig, und das Uppige und Wärme erinnerte mich an den Leibesumfang einer dicken Frau, als welche mir die einzige Lehrerin des Dorfes vorschwebte.

Ich fühlte mich plötzlich von zwei kräftigen, festen Armen umfaßt, die sich um meine Schultern legten. In meinem Wahne verharrend, meinte ich lassend: „Ach, Signora wollen tanzen, gerne, Signora, gerne...“ und ich legte gleichfalls meine Arme um die Schultern der etwas uns förmigen Gestalt, die sich vor mir erhob, drehte sie zweimal umständlich mit mir herum, so daß ich jetzt hinter die Häuserecke zu stehen kam und wollte soeben loslassen, um weiter zu eilen. Ein warmer, röchelnder und zugleich beißender Atem sprühte mir ins Gesicht, ich ließ die Arme erschrocken sinken und starrte nach oben.

Die Laterne sandte ihre Strahlen gerade auf mein Vis-à-Vis, und was ich erblickte, ließ mir das Blut in den Adern gerinnen.

In Gesichtshöhe starrte ich in einen aufgerissenen, zähnefletschenden Rachen, der drohende Töne ausstieß, während kleine, funkelnnde Augen wild, gierig und dennoch verwundert in die meinen blickten. Im Ablauf von zwei, höchstens drei Sekunden war ich eiskalt, zu Stein geworden, konnte kein Glied rühren, aber auch mein Gegenüber rührte sich nicht. Plötzlich aber machte es kehrt und trottete, so rasch es ihm seine Hinterfüße erlaubten, die finstere Dorfstraße hinunter, wo es in der Dunkelheit meinen Blicken entschwand.

Jetzt kam wieder Leben in meine Glieder. Ich fing an in entgegengesetzter Richtung zu laufen, lief und lief, bis ich endlich zu Hause vor dem Bettet meiner braven Frau bewußtlos zusammenbrach.

Als ich wieder zu mir kam, waren meine schwarzen Haare weiß geworden, und ich konnte nur immer wieder stammeln: „Es war der Grislybär, der Mann hatte doch recht. Ich habe mit dem Grislybär getanzt.“

Viele dachten lange Zeit, ich hätte einen sitzen, denn keiner außer mir hat je das Tier wieder zu Gesicht bekommen. Später überzeugte man sich aber, daß ich trotz meiner Behauptungen meine fünf Sinne beisammen hätte, und eigentlich war es mir auch gleich geworden, ob man mir glaubte oder nicht. Meine weißen Haare zeugen jedenfalls dafür, daß mir der Schrecken nicht umsonst in die Glieder gefahren ist.

Sei es, wie es auch sei, ich wünsche es keinem von Euch, diese Karnevalsnacht mit einem wirklichen Bären zu tanzen, und hoffe nur, daß ein jeder seine weißen Haare auf natürlichere Art erwerben möge.“

„Aber, Schura Adele, Ihre weiße Locke — haben auch Sie mit einem Bären getanzt?“ fragte noch immer neugierig und teilnehmend Signor Schnyder. „Welcher Bär mein Schicksal gewesen ist, das lasst nur meine Sorge sein,“ gab sie bestimmt, doch freundlich zur Antwort.

„Ihr habt recht, Schura Adele, alla sua salute!“ sagte der junge Gast und trank sein Glas leer.

Steffi Bach.

Die Kunst des Alterns.

Von Anna Roosevelt Boettiger.

Noch ein Jahr, und ich bin dreißig. Und dann, so sagen mir die andern, vergeht die Zeit bis zur Bierzig sehr rasch. Und im Handumdrehen hat man ein halbes Jahrhundert hinter sich! Fünfzig — die Zahl mahnt ans Alter, mahnt

uns, darüber nachzudenken, wie wir als alte Leute sein werden.

Man hat viel über die Erziehung der Kinder und der Heranwachsenden nachgedacht, man spricht von der Erziehung der Frau zur Mut-